

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **18 (1950-1951)**

Heft 1

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

ZUR NEUAUSGABE VON ROBERT WALSERS «JAKOB VON GUNTEN»

Dieses kleine Meisterwerk des Schweizer Dichters Robert Walser¹ sind die Aufzeichnungen, die der Schüler eines Knabeninternates von Tag zu Tag niederschreibt; ein kleines Internat in einer großen deutschen Stadt, nur ein Vorsteher und seine junge Schwester und kaum ein Dutzend Zöglinge, eher Stiefkinder des Schicksals. Er nennt es «Ein Tagebuch», denn «Eine Geschichte», das wäre schon zu viel gesagt, da brauchte es eine Handlung, novellistische Tief- und Höhepunkte, oder einfach: dazu müßte etwas geschehen. Es geschieht aber kaum etwas, das man ein Ereignis nennen könnte, und — was das Seltsamste und Wichtigste ist — es weiß eigentlich niemand recht, wozu die Schüler hier sind, denn gelehrt wird nichts, nur große und feierlich strenge Vorbereitungen zum Unterricht werden getroffen, worauf dann aber jeder nur lernt, sich demütig damit abzufinden, daß er in nichts unterrichtet wird. Jeder bleibt mit dieser absurden Situation allein, niemand kann darob zur Rede gestellt werden; vielleicht weiß es auch wirklich niemand, und so dreht sich alles im Kreis herum, um ein Verschwiegenes oder um ein Mißverständnis oder vielleicht ein Nichts. In diesem beunruhigenden Grunde des Buches liegt seine Verwandtschaft mit Kafka, der denn auch den «Jakob von Gunten» begeistert liebte. Und so ist auch die Gestalt des Vorstehers, dieser Verkörperung einer unumschränkten und von nichts ableitbaren Autorität, wie ein Entwurf zu jenen autoritären Gestalten, um die Kafkas Erzählungen wie um steinerne Götter kreisen.

Wie soll man es in unserem Jahrhundert noch wagen, einen Erziehungsroman zu schreiben, wo es den «Wilhelm Meister» gibt und die «Education sentimentale»? Wie soll man es wagen, wenn man weder das sprachschöpferische Genie eines Joyce besitzt noch das religiöse eines Milosz? Und wenn man das Erbbendasein nicht als sein eigentliches Schicksal begreift und zur Mystik vertieft, wie es Hofmannsthal mit seinem «Andreas» tat? Auf eigenwillige und köstliche Art hat Walser die Frage — die zu stellen er selber freilich kaum einen Grund hatte — gelöst: Indem er einen «Helden» setzt, der seine Person weder wichtig noch tragisch nimmt, dem es daher auch gar nicht so eilt, zu sich selbst zu gelangen. Der vielmehr zu diesem Selbst eine gelassene und doch wieder fast schmerzlich ironische Distanz bewahrt.

«Aber das eine weiß ich bestimmt: Ich werde eine reizende, kugelrunde Null im späteren Leben sein. Ich werde als alter Mann junge, selbstbewußte, schlecht erzogene Grobiane bedienen müssen, oder ich werde betteln, oder ich werde zugrunde gehen.»

So entsteht dann etwas wie ein Erziehungsroman à rebours, der mit all denen etwas spöttisch umgeht, die meinen, man müsse es im Leben zu etwas bringen, zum Beispiel zu Ehren und Ansehen, zu Geld oder gar zu Macht.

Indem Jakob auf keine großen Ziele hin ausgerichtet ist, bekommt er nun freilich dafür ein paar andere Dinge in Tausch. Er hat zum Beispiel Zeit, um das ganz alltäglich Unscheinbare mit den Arabesken seines Geistes zu umspielen; Zeit für die ganz gewöhnlichen Menschen, seine Mitschüler: er weiß ihre Tiefen zu durchschauen, die sie selber nicht kennen, weiß sie zu gestalten und zu feiern, daß man sich dabei freilich fragt, ob es das eigentlich gebe, so

¹ Robert Walser: «Jakob von Gunten», Steinberg-Verlag, Zürich 1950.

ganz gewöhnliche Menschen. Und er hat vor allem den Humor, an dem es den großen und kleinen Wilhelm Meistern oft so ganz und gar gebricht. Nichts wäre verfehlter, als dem zaubervollen Humor Walsers mit Analysen und Klassierungen beikommen zu wollen. Ein Beispiel aber möge hier dennoch folgen, um zu zeigen, wie tief dieser mit dem Wesen des Buches selber zusammenhängt: mit der Tatsache, daß es hier scheinbar um gar nichts Wichtiges geht, daß eine große Gebärde also gar keinen Gegenstand hat und daher auch immer ein wenig lächerlich und unangebracht anmutet:

«Der Vorsteher kam in eine unbeschreibliche Wut hinein. Er glich einem Simson, jenem Mann aus der Geschichte Palästinas, der an den Säulen eines hohen, menschen erfüllten Hauses rüttelte, bis der festliche, lüsterne Palast, bis der steinerne Triumph, bis die Bosheit zusammenstürzte. Zwar hier, das heißt vor kaum einer Stunde, war ja durchaus keine Bosheit, keine Niedertracht umzuwerfen, und Säulen und Pfeiler gab es ebenfalls keine, aber es sah doch so aus, genau so, und ich geriet in eine nie vorher gekannte, hasenartige, schreckliche Angst hinein.»

Freilich schwingt in derlei Phantasien auch immer ein dunkler, vielleicht sogar tragischer Ton mit, wie sie einer Gebärde gelten, die ins Leere trifft oder eben in jenes Nichts, dem wir vorher schon begegneten und das vielleicht überhaupt eine geheime Mitte von Walsers Dichten bedeutet.

Es wäre aber durchaus falsch, aus dem Gesagten schließen zu wollen, der «Jakob von Gunten» sei einfach eine Persiflage — auf die bürgerlichen Bildungsideale etwa, auf den, der immer strebend sich bemüht, oder kurz, auf die pathetisch Lebenden. Die Art Walsers ist viel zu lebendig beweglich, als daß sich hier Krusten aus Ressentiment ansetzen könnten, woraus denn meistens Satiren und Persiflagen zu entstehen pflegen. Am Grunde seiner Dichtung lebt viel eher eine große und echte Traurigkeit und vielleicht sogar eine stille Art der Bitternis. Von Gunten ist der Name eines alten, edeln Geschlechtes, und edel und herrschaftlich ist auch das Haus, dem Jakob entläuft, um sich in dem Internat zu vergraben. Er ist der letzte Schüler, wohnt dessen letztem Tage bei und somit auch dem Zusammensturz jener großen, vorsteherlichen Autorität. Und einem Ende gilt auch die Trauer. Immer wieder spielt das Buch leise darauf an, daß es einmal Gesellschaft gab oder sogar Gemeinschaft und ein Kostbares, um dessetwillen sich Gesellschaft wohl überhaupt erst zu bilden vermag. Dieses Kostbare hat viele Namen, heißt Bildung und Art, heißt Ehre und Ehrfurcht und auch Treue. Doch welche Wandlung haben sie erfahren, seit ein großes Jahrhundert ihnen ihr Maß verlieh. Und mit wie leisem Tone werden sie hier gesagt:

«Kraus wird im späteren Leben, wohin er auch kommen wird, immer als brauchbarer, aber ungebildeter Mensch angesehen werden, für mich aber ist gerade er durchaus gebildet, und zwar hauptsächlich deshalb, weil er ein festes, gutes Ganzes darstellt. Man kann gerade ihn eine menschliche Bildung nennen. Das flattert um Kraus nicht herum von geflügelten und lispelnden Kenntnissen, dafür ruht etwas in ihm, und er, er ruht und beruht auf etwas.»

So erschließt sich der geheime Sinn des Wortes «Bildung» und jener anderen paar Worte nur noch Einem oder einigen Wenigen. Es sind keine klassischen Werte mehr, da keine Klasse sie mehr trägt. Dafür haben sie freilich in diesen Tagebuchblättern einen anderen Zauber eingetauscht: sie besitzen das gedämpfte und zärtliche Leuchten von Dingen, die im Abend stehen, wenn die Sonne schon fort und sie am Verlöschen. —

Der Dichter begnügt sich indessen nicht damit, dieses Verlöschen wehmütig

zu erdulden. Er selber hat es auf seine Weise entschlossen vollzogen. Und zwar mit der Armut, jener vogelfreien Armut, wie sie etwa «Die Geschwister Tanner» zeigen und die wohl seine eigene war. Manches ist schon über sie gesagt worden. Ob dem Hinweis auf das Malerische einerseits und das Fromme andererseits ist freilich das Eigentliche meist zu kurz gekommen. Die Armut, die Jakob bewußt und freiwillig auf sich nimmt, ist vor allem eine Absage: der Protest des lebensvollen Menschen gegen die herrschende Schicht und ihr Spiel mit falschen Karten. Gegen ein leergelaufenes Bürgertum, an dem es kaum mehr etwas zu lieben noch zu preisen gibt. Oder anders: sie ist das Sich-Deklassieren dessen, der weiß, daß «Klasse» im guten Sinne des Wortes nur noch ein Schein. Und der nun, von keiner Konvention und keinem Beispiel mehr getragen, nur aus dem Geiste der Sprache heraus von Tag zu Tag seine Feste feiert.

Da dieses «Unten» die geistige Heimat des Dichters bedeutet, will sein Buch auch nur ein kleines Oeuvre sein. Kammermusik, aus der Kindheit unseres Jahrhunderts, wo man leiser und spielerischer sein durfte und dennoch gehört werden konnte. Heute aber vielleicht besonders kostbar, um uns daran zu erinnern, daß Einer einer Wahrheit Gestalt geben kann, ohne seiner Sprache die apokalyptischen Gebärden abzuringen, die in unserer Zeit schon fast ein Alltägliches geworden sind.

Gerda Zeltner

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Neue Häretiker Die Krise der *bolschewisierenden Intelligenz* ist in Frankreich heftig ausgebrochen. Der geistige Mensch läßt in der Heimat Descartes seines echten Enthusiasmus nicht unbeschränkt auf Kosten seiner kritischen Besinnung spotten. Daher ist der Absprung bekannter Literatoren ein Akt der Selbstbesinnung, der nach dem verblüffenden Sturz von Lukács, den aufreizenden Selbstbeschimpfungen von Prokoffiew, der Harlekinade einer Polit-Biologie, nach dem Galgentod von Rajk und Kostlow, nach der Selbstbehauptung des Titoismus — oder wie man in Frankreich sagt, des Titismus — früher oder später zu erwarten war. Wer nicht in der Lage ist, die meist glänzend geschriebenen Texte dieser Disputationen in *Europe*, *Lettres Françaises*, im *Figaro littéraire*, *Monde*, *Combat* zu verfolgen, begnüge sich mit den Resümees in *Paru* (54—59), wo Jacques Carat mit erfrischender Ironie in seiner Rubrik *Le mois littéraire* über die Affären des Monats berichtet. Dennoch tut man gut, die Texte von Jean Cassou und Vercors im *Esprit* (12) nachzuholen. Es sind rührende Versuche, Stalin zu beweisen, daß die Autoren fortan auch als gute Titisten gute Stalinisten bleiben wollen. Obwohl sich Vercors schon vor drei Jahren in seinem Buch *L'Heure du choix* — mit dem er sich nachträglich deckt — dagegen verwahrte, daß eine eventuell nötige revolutionäre Gewalt sich der Justizparodie zu ihrer Rechtfertigung bedient, versteht er heute noch nicht, daß auch der ideologische Glaubenskrieg nur die parodistische Bemäntelung einer als Kirche auftretenden Gewaltherrschaft ist. Wie die Anhängerschaft so ist der Abfall ein Glaubens- und Erlebnisakt (von den Konjunkturrittern kann man absehen, die abwechselnd auf beide Butterseiten fallen); daher gibt es zu seiner Begründung keine Argumentation, die man nicht seit dreißig Jahren kennt oder kennen sollte. Wenn aber das Wandlungserlebnis stark ist, wie bei *Pierre Emmanuel*, dann stellen sich auch starke Worte ein, so wenn Emmanuel gegen die Huldigung protestiert, die dem neuen Dieu-Soleil zum Ge-

burtstag in einem Lande gewunden wurden, das immerhin schon einige hundert Jahre früher seines Roi-Soleil überdrüssig wurde. «Car c'est bien le Dieu de la fécondité universelle que célèbrent ces mots absolus. Avons-nous fait tant de chemin vers le Dieu unique pour en revenir à ce Dieu mortel? Et, dans une autre direction, l'effort de l'humanisme athée vient-il échouer misérablement au pied de cette effroyable idole?»

Fast mit gleichen Worten hat in dem im vorigen Heft resümierten Amerikanischen Symposium *Jacques Maritain* die Paradoxie des absolut-positiven Atheismus bewiesen, der den ewigen Gott stürzt, um sich dem ephemeren zu Füßen zu werfen. Wie es aber hinter den Kulissen des neuen Tempeldienstes zugeht, enthüllt der frühere ungarische Kommunist *François Fejto* in *Paru* (54) in einem Bericht über die Hintergründe, die zum Sturz von *Lukács* führten. Man erkennt daraus, wie sehr der neue Weltgott auch eines ausgewählten Volkes zu seiner Folie bedarf. *Lukács* versuchte die bescheidenen künstlerischen Leistungen des heutigen Rußlands durch eine neue Theorie der Inegalität von sozialökonomischen und geistigem Fortschritt zu begründen, in der er die geistige Ueberlegenheit von Gesellschaften anerkennt, die im Sinn des bolschewistischen Sozialismus als zurückgeblieben bezeichnet werden. Er verlangte auch für den Künstler das Recht, außerhalb der strengsoldatischen Marschlinie, als freier Partisane, ungestört durch Parteibefehle, mitzukämpfen. Da von diesen beiden Ansichten jede zum Sturze genügt, scheint die Absetzung von *Lukács* erklärt zu sein; aber doch nicht ganz. Warum zog man erst jetzt eine fast dreißig Jahre alte Polemik von Lenin gegen die Hegeldeutung von *Lukács* hervor? Man hatte genug von einem Mann, der vielfach als der beste Kopf des Bolschewismus bezeichnet wurde, und der den doppelten Makel trägt, Ungar und *Jude* zu sein. Die an *Lukács* gerichtete Forderung, mit der Kultur des Westens vollständig zu brechen, wurde mit dem Vorwurf vermischt, seine Haltung sei «antisowjetisch, anti-patriotisch, ihr Name ist — Kosmopolitismus». Aus den beiden Artikeln des früheren Moskauer Korrespondenten des *Christian Science Monitor*, Edmund Stevens, die im *New Yorker Aufbau* (7, 8) unter dem Titel *Die Wahrheit über Rußlands Judenpolitik* erschienen, erfahren wir authentisch, daß der Stalinsche Antisemitismus sich eben dieser Sprache gegen das Sowjetjudentum bedient. In der Presse werden die Juden gemäß der Parole der *Prawda* vom 28. Januar 1949 nie Juden genannt, sondern «vaterlandslose Kosmopoliten», und wegen ihres unheilbaren *Westlertums* vom gesamten Geistes- und Verwaltungsleben ausgeschlossen. Jüdische Zeitungen und Verlage sind geschlossen worden, die bekanntesten jüdischen Schriftsteller, wie Bergelson, Fefer, Markisch seit Jahr und Tag verschollen. Nur ein ausgesprochener Kosmopolit wie *Ilja Ehrenburg* hält sich, entwürdigend, entwürdigt über Wasser.

Der Sturz *Lukács* hat aber noch einen anderen Sinn. Er bezeichnet den Abbruch der kulturellen Beziehungen zum Westen, das heißt zum Salonbolschewismus, der, endlich, nicht mehr sehr ernst genommen wird. Daher die Nachsicht, die die französische Parteihierarchie den Abgefallenen erweist. *Cassou* und *Vercors* gehören noch immer zum Direktorium der kommunistischen *Europe*. *Louis Martin-Chauffier*, der die Initiative von *David Rousset* gegen die russischen Arbeitslager akzeptierte und gegen die Hinrichtung von *Rajk* protestierte, ist noch immer Mitarbeiter der *Lettres françaises* und anderer kommunistischer Zeitschriften und wurde sogar eben wieder zum Präsidenten des Comité National des Ecrivains (C. N. E.) gewählt, dessen Generalsekretariat les yeux d'Elsa bewachen. Auch die schwarze Liste des

C. N. E. und der kommunistischen Zeitschriften mit den Namen der Collaboreure wird nicht mehr streng gehandhabt, wenn man durch Zuzug von *Maurice Chevalier*, *Jean Cocteau*, *Pierre Benoît* und anderen Kompromittierten aus der Besatzungszeit den eigenen Zeitschriften neue attraktive Namen en caractères d'affiche hinzufügen kann. Man kann ja auch nicht die Friedenskongresse ihrer prominenten Statisten berauben. Die schonende Behandlung der französischen Häretiker und die Energie der französischen Regierung gegenüber *Joliot-Curie* wird neuen Zulauf verhindern, aber auch die Bedeutung reduzieren, die man in beiden Lagern dem Abfall bisher beigemessen hat.

Dialectica Dr. *Arthur Gloor* zeigt uns diesen schweizerischen Beitrag zur Neugestaltung der Philosophie in folgenden Zeilen an: Seit etwa drei Jahren trägt die internationale Zeitschrift für Philosophie der Erkenntnis *Dialectica* den Gedanken einer neuen dialektischen Methode von Zürich aus in alle Welt hinaus. Die von *Ferdinand Gonseth* (Professor an der ETH, Zürich) neugeschaffene dialektische Methode ist nicht zu verwechseln mit den historischen dialektischen Philosophien. Sie versucht die alten dualistischen Gegensätze in den Geisteswissenschaften und den Fundamenten der Naturwissenschaften durch eine neue heuristische Methode zu überwinden. Diese heuristische Methode ist der Inbegriff der Dialektik und besteht vornehmlich in der fruchtbaren Uebertragung der Komplementaritätslehre aus der modernen Physik auf andere Gebiete.

Es handelt sich also keineswegs um ein bloßes Umgehen der bestehenden Widersprüche, sondern um eine neue Deutung derselben. Dies geschieht nicht auf Grund irgendwelcher metaphysischer Postulate, sondern vermittelt einer neuen Umschreibung der Wirklichkeit auf Grund einer bewußten Beschränkung auf die Erfahrung und der beständigen Ueberwachung der Bewährung der dialektischen Methode. Die dialektische Philosophie der Erkenntnis ist eine Philosophie der Lebenswirklichkeit, indem sie sich die Lebensnähe zum obersten Prinzip macht. Sowohl dem Logos wie auch der Erfahrung wird ihr Recht eingeräumt, keinem aber ein Vorrecht, denn auch sie erscheinen der Dialektik nur als die komplementären Seiten derselben Gegebenheit, ähnlich wie das Bewußtsein und das Unbewußte in der Psychologie. Nur in der dialektischen Auseinandersetzung zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein, zwischen Logos und Erfahrung geschieht die befruchtende Begegnung, die auf psychischem Gebiet der Inbegriff des Werdens und Reifens ist, auf philosophischer Ebene aber, das heißt auf das Bewußtsein beschränkt, zum Aufbau einer neuen Wirklichkeit führt.

Sowohl in der Psychologie wie auch in der Philosophie bedeutet ein starres Verharren in extremen Zuständen Stagnation. Jede Philosophie hat aber einen immanenten Hang zum System und damit zur Dogmatisierung. Die dialektische Philosophie will kein System sein, sie bildet deshalb auch keine Schule im herkömmlichen Sinn. Sie ist vielmehr eine philosophische Arbeitsmethode. Anstatt Jünger heranzubilden ruft sie Wissenschaftler aus der ganzen Welt zur Mitarbeit heran. *Dialectica* will nicht lehren und dozieren, sondern Erfahrungen austauschen, vermitteln und anregen. Die wissenschaftliche und lebendige Wirklichkeit, die sich in der *Dialectica* spiegelt, ist wie das Leben selbst stets Veränderungen ausgesetzt, und kann jederzeit revidiert werden, falls neue Gegebenheiten dies erfordern.

In ihrem Bestreben, die dualen Gegensätze zu überwinden, stellt sich die moderne dialektische Methode in eine Reihe mit der Physik, der Psycho-

logie und der psychosomatischen Medizin. Der bisherige Zwist zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Theorien hat damit eine qualitative Metamorphose durchgemacht. Er hat sich in eine neue Erkenntnis über die Natur unseres Bewußtseins umgewandelt. Diese neue Erkenntnis ist eine Frucht der dialektischen Methode, die damit das Bild der Wirklichkeit verändert hat.

Die Zeitschrift *Dialectica*, die vierteljährlich in den Editions du Griffon, Neuchâtel, erscheint, bringt die Diskussion um die Fundamente der Wirklichkeit vor ein internationales Forum. Als Mitarbeiter zeichnen Persönlichkeiten, wie de Broglie, Bohr, Heisenberg, Einstein, Pauli, Weiszäcker, Niggli, Jung, um nur einige zu nennen. Mit der kürzlich erschienenen Nummer 12 wird nun eine Serie von Publikationen über Probleme der qualitativen Normen und der wissenschaftlichen Grundlagenforschung anheben. Die verschiedensten Zweige der Wissenschaft werden auf diese Weise ihren Beitrag zum neuen Bild der Wirklichkeit liefern.

Die vierte Gattung Das analytische Verhältnis des Individuums zum staatlichen und gesellschaftlichen Leben demokratisch gesinnter Nationen drückt sich in der hohen Stellung des *Kritikers* in der öffentlichen Meinung aus, in der Pflege kritischer Formen, bekennder und forschender Schriften, in der Einordnung der essayistischen Literatur in den Gesamtbegriff der Lettres. Im Gegensatz zum Ausland kennt man im deutschen Sprachbereich der Literaturgeschichte kaum die vierte Gattung der *Zweckprosa*. Wahrscheinlich hängt das mit einem geringeren Bedürfnis zusammen, in einem dauernden Rechenschaftsverhältnis zur Literatur, zum Leben, zum Menschen zu stehen. Die Stellung und Wirkung der Kritik in Frankreich, England, Amerika, Italien, auch im zaristischen Rußland, hat bei uns keine Entsprechung. Selten erscheinen Essays in Buchform. Der Kritiker ist keine Persönlichkeit, die neben dem Dichter Geltung hat. Eine Geschichte des deutschen Essays, der deutschen kritischen Literatur gibt es meines Wissens nicht. Während wir wenigstens Anthologien großer Reden dank Anton Kippenberg, Rudolf Borchardt, Fritz Strich und anderen besitzen, gibt es keine Anthologie des Essays wie in den westlichen Ländern, die ihn schufen, pflegen und ehren. Um die Anerkennung der vierten Gattung bemühte sich Kerr, aber mit so geringem Vertrauen in ihren Eigenwert, daß er sie durch ein Holdrioh über das Leben dichtungsmäßig zu machen suchte. Zur kleinsten deutschen Redaktion gehört ein Theaterkritiker. Einen ständigen Literaturkritiker, wie ihn alle großen westlichen Zeitungen haben, besitzt nur «Die Tat», dank *Max Rychner*, der sich bewußt der Theaterkritik fernhält und die Literaturkritik zum Berufe hat.

Walter Boehlich hätte seine Studie über Rychner im *Merkur* (25) nicht Kritik, sondern Literaturkritik als Beruf nennen sollen; denn das ist es, was er bei Rychner entdeckt. Das Wesentliche seiner Kritik sieht er in ihrem Liebes-, Gerechtigkeits- und Versöhnlichkeitsverhältnis zu ihren Objekten. Er strebt nicht nach dem Ruhm, durch Todesurteile zu glänzen und sich durch Hinrichtungen gefürchtet zu machen. Er hat große Aehnlichkeiten mit seinem Freunde *Charles du Bos*, er beherrscht den «beau ton en critique», den du Bos an Bourget rühmte. Das verleihe seiner Kritik etwas Gleichmäßiges, allseitig Angenehmes, an dem sein Schweizertum gewiß beteiligt sei. Ich würde hinzusetzen, daß er sich von der landesüblichen, etwas provinziellen Bereitschaft des überdimensionierten Lobens dadurch unterscheidet, daß er fast nur über Autoren schreibt, zu deren Werken er auf Grund ihres echten Wertes ein lyrisch-sinnendes Verhältnis hat, ein persönliches Betroffen-

sein. Er sucht das Glück der Verehrung und ist dem Geltungsbedürfnis überlegen, das sich durch eine lustvolle Herabsetzung wehrloser Autoren Befriedigung verschafft. In Rychners Kritik findet Boehlich das Gerechtigkeitsethos der Literaturwissenschaft zwischen den Weltkriegen. Dennoch sehe ich in der Bemerkung Boehlichs, Rychners Kritik sei mehr vermittelnd als urteilend, eine nicht ganz glückliche Formulierung. Rychner will dem Leser den Sinn und die Substanz der Dargestellten übermitteln. Aber grade das ist Kritik. Sie ist Bericht und Urteil auf einmal. Rychner besitzt Vorzüge eines Könnens, das der ganz auf Geist, Formulierung, Blendung, Einfall versessene Essayismus des ästhetischen Literatentums eingebüßt hatte. Die Tradition der französischen Kritik besteht immer noch darin, durch Analyse der Handlung einen Roman, ein Theaterstück kritisch wiederzugeben, vor dem Leser kommentierend aufzublättern. Den Inhalt eines Buches, den Gang einer Philosophie, die Botschaft eines Dichters zu deuten, ist fruchtbarer als mit Urteilen darüber zu glänzen. Die Rychnersche Humanität, die Boehlich mit Recht rühmt, drückt sich in diesem Dienstverhältnis zum Werke aus, zu jedem Versfuß eines Gedichts. Die Wiedergabe des Objekts, in das Rychner sich hineinversetzt, bietet ihm die Mittel, aus ihm mit seiner Subjektivität zum Vorschein zu kommen. Jeder Essay ist Objekt und Subjekt auf einmal.

Daß eine solche Art der Kritik ebenso persönliche Lebensäußerungen enthält wie Gedichtetes, macht gerade sie zu einer eigenen Vierten Gattung der Literatur. Am persönlichsten erscheint sie, wenn sie forschendes Bekenntnis ist. Dieses Doppelwesen drückte mit einer gewissen Vollendung *Charles du Bos* aus. Sein *Journal* gibt den Leser als Menschen wieder; seine *Approximations* den Menschen als Leser. Als einzigartigen Leser unserer Zeit stellen in dem Sonderheft *Charles du Bos et Nous* fünf Mitarbeiter der *Cahiers du Sud* (297) ihren Freund und Lehrer dar. Er gehörte zur geistigen Elite Frankreichs, die 1919 eine europäische Brüderschaft anstrebte, und sie selbst schon verkörperte. Kritik war für ihn ein Liebesdienst, die Mitteilung einer Gemeinsamkeit. Er suchte in den Menschen, die er darstellte, die Gründe, sie zu lieben, und da er mit einer großen Zahl Dichter und Philosophen befreundet war, über die er immer von neuem schrieb, ist persönlicher Kontakt und geistige Erfahrung in seinen Studien von Zeitgenossen identisch. Es ist unmöglich, schreibt Paul Gadenne, den Menschen du Bos von den Texten zu trennen, die ihn über und über bedecken. Was er von Henry James schrieb, gilt auch für ihn: Er geriet in die Kunst wie andere in die Religion. Literatur und Leben gehen ineinander über wie Konfession und Kritik seiner Schriften, wie die Sprachen, die er gleichzeitig gebraucht, Sätze diktierend, die aus Französisch, Englisch, Deutsch zusammengesetzt sind, je nach der Korrespondenz, die im Augenblick eine dieser Sprachen für einen Einfall, eine Traditionsformel, eine Stimmung hergibt. Und wie von den Sprachen läßt er sich von den Objekten durchdringen. Er erfaßt sie, indem er sich von ihnen erfassen läßt, wie der Dichter vom Erlebnis. Kritik der echten Kritiker ist nur ein besonderer Fall, die Membrane der Dinge zu sein.

Abschied Die Einteilung der englischen Literatur in Zehnjahresperioden kommt auch in den Erinnerungen zum Ausdruck, die *Stephen Spender* in seinem Nachruf auf *The Horizon Decade* in *World Review* (15) veröffentlicht. In den Jahren der deutschen Gewaltherrschaft erlebte das Individuum unter dem Bomberhimmel von London seine gnadenlose Ohnmacht. Der Einzelne war so wenig, daß es sogar schwerfiel, vom Selbstmord *Virginia Woolfs* erschüttert zu werden. Der Mensch versank mit seiner

Epoche. Aber er suchte persönliche Antworten auf sein Schicksal, es entstand eine Massensehnsucht nach Musik, Tanz, Dichtung, bildender Kunst wie nie vorher in der britischen Geschichte. Man erwartete vom Genie früherer Jahrhunderte eine Erklärung der Ereignisse. Der Dichter dieser Zeit wurde *Eliot*, der in *The Waste Land* unsere Verflochtenheit mit den Zeitfragmenten der Gegenwart ausdrückte, und in *The Four Quartets* unsere Bezogenheit auf das Ewige. Als bezwingende Vision von Vergangenheit und Gegenwart wirkte die Lyrik der neu entdeckten *Edith Sitwell*. Aber auch der Erfolg der von Spender zusammen mit Cyril Connoly und Peter Watson gegründeten Zeitschrift *Horizon* ist durch das Bedürfnis des damaligen England nach Freiheit in jeder Form zu erklären. Briefe der Flieger aus der Schlacht um England versicherten, daß es zu kämpfen lohne, solange *Horizon* und *New Writing* erschienen. Connoly war ein Redaktor, der sich von nichts als dem Einfall, dem persönlichen Gefallen oder der Idiosynkrasie bei seinen Veröffentlichungen leiten ließ. Die Zeitschrift hatte kein Programm und deshalb wirkte sie. Es war der Sektor des planlosen Geistes in einer von der Macht dirigierten Welt. Die Emigration von Huxley, Auden, Isherwood diskreditierte die literarische Bewegung des abgelaufenen Jahrzehnts und bereitete eine neue vor. Aber Spender bewegt an dieser Emigration nichts als die Frage, ob die Amerikagänger bessere Werke schaffen werden, obwohl er bedauert, daß der englischen Literatur Isherwoods Geschichten aus London und Manchester während des Blitzes und Audens Gedichte aus England im Kriege entgangen sind. Was aber die Generation des *Horizon* vom Nachkrieg erwartete, ging nicht in Erfüllung. Die Friedensplanung versagte, weil sie sich vom Kriegsgeist nicht losgelöst hatte. In der Dekade einer neuen Enttäuschung ist für den sorglosen Geist von *Horizon* kein Platz mehr. Ein neuer Zeitraum mit neuen Pflichten und Erfahrungen wird in einer neuen Zeitschrift um sein Bewußtsein ringen.

Nachwuchs Das Interesse für den geistigen Nachwuchs ist bedenklich gering.

Man war nach dem vorigen Krieg jugendbesessen, jugendtoll. Man erwartete schlechthin alles von der Jugend, die lebensgierig aus dem Krieg zurückkehrte, die alte Generation für ihn verantwortlich machte und eine neue Erdregierung verkündete. Und wie hat sie enttäuscht! Wie wurde das Wort «jung» durch das «junge» Deutschland des «jungen» Nationalismus entehrt. Jung war ein kalendarischer Begriff. Aber was könnte anderes jung sein als unsere Beziehung zu den kommenden Dingen, als die Macht des werdenden in uns. Wer vom heiligen Feuer *der zu schaffenden Dinge* glüht, gehört zur Jugend. Von ihr hört man heute verzweifelt wenig. Ihre Abwesenheit ist eine furchtbare Erinnerung an die Zerstörung der Welt durch die angemessene Jugendlichkeit der Beherrscher des Zwischenkrieges.

Und doch gehört es zu den heiligsten Pflichten der Zeitschrift, junge Menschen zu fördern. Neue Namen findet man kaum mehr in den bekanntesten. Sich selbst durchzusetzen ist die Aufgabe der Jugend; denn daß sie trotz allem da ist, beweist die neue österreichische Zeitschrift *Lynkeus*, von der bisher sechs Hefte in Wien erschienen sind. Ich nenne Verlag und Adresse (Zwei Berge Verlag, IV., Schwindgasse 10), um Schweizer Förderer einer neuen, schwer um ihre Existenz ringenden Generation zu einer guten Sache hinzulenken. Erlebnislyrik und erzählende Prosa ist der Inhalt dieser Zeitschrift, die in dem jungen, sehr persönlichen Talent von *Hermann Hakel* einen auch redaktionell umsichtigen, kenntnisreichen Leiter besitzt. Schon allein die Konzentration der Zeitschrift auf das Ich-Erlebnis ist eine fast

revolutionäre Tat in diesen Jahren, die aus der großen Sache der littérature engagée einen seelenlosen Söldnerdienst gemacht haben. Das Bedürfnis junger Menschen, zunächst einmal zu sagen, was sie von 1933 an gelitten haben, ein Inventar ihrer Seelen zu geben, um durch Distanz zu sich selbst sich zum Erfassen neuer gesellschaftlicher Aufgaben zu befreien, findet hier eine legitime Befriedigung. In einer Zeit, die das Ich unterdrückt, ist jedes Bekenntnis zur privaten Sphäre einer der heute gebotenen sozialen Proteste. Hakel ist selbst Verfasser von Vers- und Prosabüchern, die auf der «Zwischenstation» des Lebens, (Verlag Zollikofer, St. Gallen), das diese Generation führte, traumhaft schattende Wirklichkeiten wiedergegeben. *Lynkeus* hat bisher etwa dreißig neue Autoren gebracht, ihr Schaffen an die Vorbilder George, Loerke, Ricarda Huch, Karl Kraus angeschlossen und mit der verwandten Lyrik der weiten Welt verknüpft. Die Förderung der Zeitschrift durch den österreichischen PEN-Klub könnte den PEN-Verbänden anderer Länder zum Vorbild dienen.

Kurze Chronik Namhafte angelsächsische Zeitschriften geben periodisch Sammelbände ihrer geistig und historisch wichtigsten Beiträge heraus. Der Sammelband der amerikanischen *Foreign Affairs* kann als Lehrbuch außenpolitischer Probleme bezeichnet werden. Er enthält Beiträge von Masaryk, Grey, Cambon, Radek, Trotzki, Bucharin, Croce, Benda, John Foster Dulles, Stimson, Lord Lothian und vielen anderen. Eine Auswahl aus den Jahrgängen 1941 bis 1950 der englischen Vierteljahrsschrift *The Wind and the Rain*, die von Neville Braybrooke herausgegeben wird, vereinigt Beiträge von Berdiajew, Christopher Dawson, Theodor Haecker, Gandhi, Maritain, Barbara Ward, Cocteau, Auden und dergleichen über religiöse, philosophische, literarische, politische Kernprobleme dieser Dekade. — Aus den Beiträgen von *The Listener*, die im April allein erschienen sind, ergeben sich die beträchtlichen geistigen Interessen des BBC-Dritten-Programms: Gedichte von Reed, Rilke, Rimbaud und anderen. Vorträge über John Donne als Metaphysiker, Wiederentdeckung von Wordsworth, Deutsche Kunstströmungen, Verteidigung Bruckners, Zeitgenössische Bilder der Tate-Galerie, Pergolese, Biographie im Zeitalter des Barock, Ideen einer Universität, die marxistische Auffassung des Menschen, Geschichte als künstlerische Schöpfung, Gott und Mensch im Judentum, die mathematische Idee von Zeit und Raum und so weiter. Ein Land, das eine solche *Radio-Wochenzeitschrift* in die Welt schickt, wirbt für sich selbst. *Felix Stössinger*

Prix Charles Veillon 1951. Anfangs des nächsten Jahres wird zum viertenmal in Lausanne ein Romanpreis für die französische Sprache im Betrage von 5000 Schweizerfranken verliehen. Wie immer, steht dieser Wettbewerb den Schriftstellern aller Nationalitäten offen, unter der Bedingung, daß der Roman in französischer Sprache geschrieben ist. Der Jury gehören an die Herren André Chamson, Léon Bopp, Louis Guilloux, Gilbert Guisan, Franz Hellens, Louis Martin-Chauffier, Vercors, Robert Vivier und Maurice Zermatten. Die Teilnehmer sind gebeten, die Bedingungen des Wettbewerbs unter der Adresse Prix Charles Veillon, Av. d'Ouchy 29 c, Lausanne (Suisse) zu verlangen. Letzter Einsende-Termin der Manuskripte: 15. Oktober 1950.

Notiz. Hans Kohns Buch «Propheten ihrer Völker», das in der «Kleinen Rundschau» des Märzheftes besprochen wurde, ist in der Sammlung Dalp, Verlag Francke, Bern, erschienen.